



Wenn die Verdrängung scheitert

Konflikt – Nachträglichkeit – Trauma

Heinz Müller-Pozzi

Das psychische Trauma

Trauma ist ein weit gespannter und schillernder Begriff, hat aber in der Psychoanalyse eine präzise theoretische Bedeutung. Trauma bezeichnet eine zwischenmenschliche Erfahrung von einer affektiven Qualität und Intensität, die die Verarbeitungsmöglichkeiten des betroffenen Individuums grundsätzlich oder relativ überfordern. Der Begriff ist somit in eins von der „äußeren“ Seite, der Qualität und Intensität der Erfahrung, und von der „inneren“ Seite, den subjektiven Verarbeitungsmöglichkeiten her definiert. Es bildet sich ein „traumatischer Kern“, ein „amentales Unbewusstes“, das zwar von innen wirkt, aber nicht in die mentale Organisation integriert ist und dem Kreislauf von Verdrängung, Wiederkehr des Verdrängten und nachträglicher Bearbeitung entzogen bleibt.

Auf der einen Seite versteht die Psychoanalyse darunter, ganz wie die Psychotraumatologie, individuelle und kollektive Ereignisse, welche die psychischen Verarbeitungsmöglichkeiten des Menschen, wiederum individuell und kollektiv, grundsätzlich überfordern. Das sind im individuellen Leben Übergriff und Missbrauch, Psychoterror, lebensbedrohende Ereignisse usw. Im sozialen Leben die Gräueltaten von Krieg, Gefangenschaft, Verlust, Konzentrationslager und Folter. Man nennt das gemeinhin *Stresstrauma*, die Reaktion darauf *Posttraumatische Belastungsstörung*, die im Gegensatz zu den so genannten klinischen Strukturen – Neurose, Perversion und Psychose – nicht durch eine analysierbare Psychogenese und psychische Struktur imponiert.

Mit Trauma werden auf der anderen Seite auch ubiquitäre, jedes Subjekt gleichermaßen (be)treffende Ereignisse bezeichnet, auf die der Mensch in seiner Entwicklung in der Konfrontation mit dem erwachsenen Anderen notwendig trifft, und die er verarbeiten muss, um Subjekt zu werden. Das sind die wohlbekannten *Entwicklungsaufgaben*, die mit der Trennung vom bedeutsamen Anderen und dem Aufbau der Objektbeziehungen verbunden sind. Die Psychoanalyse hat für das traumatische Moment in diesen Entwicklungsaufgaben verschiedene Namen gefunden: Entwicklungstrauma, kumulatives Trauma, „normales“ Trauma. Ich spreche lieber vom konstitutiven, strukturellen oder sexuellen Trauma.

Meine Überlegungen werden sich ganz in diesem zweiten Bereich bewegen. In dieser Bedeutung ist das Trauma ein ubiquitäres und unvermeidliches, ja notwendiges Phänomen. „Keinem menschlichen Individuum“ – sagt Freud (1916-17a, 111) – „werden traumatische Erlebnisse erspart, keines wird der durch sie angeregten Verdrängungen enthoben.“ Ja mehr noch: Solche Kinderbegebenheiten werden notwendig verlangt. Sie gehören „zum eisernen Bestand der Neurose“ – und der so genannten Normalität.

Die „Kinderbegebenheiten“ machen aber noch nicht das Trauma. Erst ihre intersubjektive und subjektive Verarbeitung wird weisen, ob sie zur Etablierung der Urverdrängung und der Dialektik von Verdrängung und Wiederkehr des Verdrängten und damit zur Konstituierung des Subjekts und der psychischen Struktur führen; oder ob die Verdrängung scheitert und die inkriminierten „Kinderbegebenheiten“ zum Trauma „verarbeitet“ werden und als unorganisierte, nicht organisierbare Fremdkörper, als Traumen eben, von der psychischen Struktur getrennt werden und bleiben müssen.

Damit lässt sich das Trauma als psychoanalytisches Konzept in etwa so umreißen: Traumatisch ist das Ineinandergreifen eines frühen nicht versteh- und integrierbaren Ereignisses *und* seiner nachträglichen spezifischen „Verarbeitung“, besser: Nicht-Verarbeitung, die das Ereignis in der Psyche, aber getrennt vom übrigen psychischen Leben, einen Fremdkörper, ein „Ding“ ablagert. Es lässt sich in den symbolischen Strukturen nicht aufheben, und fügt sich daher weder in die Geschichte noch in den narrativen Selbstentwurf des Subjekts ein. Die Annäherung an

den traumatischen Kern stellt eine Analyse vor besondere, manchmal nicht überwindbare Schwierigkeiten.

Das Trauma in strukturaler Sicht

Was nun sind die intersubjektiven Bedingungen, die es dem werdenden Subjekt möglich machen, als Subjekt in der Welt zu existieren oder aber den Weg des Subjekts behindern, schlimmsten Falls verhindern? Das hat die strukturale französische Psychoanalyse am deutlichsten herausgearbeitet. In ihrer psychoanalytischen Theorie des Subjekts geht sie nicht von einem irgendwie angelegten, präexistierenden Kernselbst aus, das sich in den Interaktionen mit den bedeutsamen Anderen entwickelt, sondern von der dem Subjekt vorgängigen, triangulär-ödipalen symbolischen Struktur, geprägt durch die dem Menschen eigene Sexualität und Sprache, in die das Kind hineingeboren wird. Am Anfang ist, wie André Green sagt, nicht die Eins, auch nicht die Zwei, sondern die Drei.

Jean Laplanche (1987) *allgemeine Verführungstheorie* ist geeignet, die Entstehung des Traumas strukturell zu fassen. Da begegnen uns die Sexualität und die Urfigur des individuellen Traumas, die Verführung, wieder. Jedoch nicht als Missbrauch, als sexuelle Attacke des Vaters oder eines „nahen Verwandten“ auf das Kind, wie in Freuds früherer Verführungstheorie. Sondern als konstitutive Verführung durch die Mutter, „denn – so Freud (1933a, 129) – es war die Mutter, die bei den Verrichtungen der Körperpflege Lustempfindungen am Genitale hervorrufen, vielleicht sogar erwecken musste.“ Und dies nicht allein am Genitale!

Das ist eine weit tragende Voraussetzung der Subjektwerdung, die den Trieb und damit das Subjekt nicht naturalistisch sondern intersubjektiv begründet. Das Subjekt (des Unbewussten) entsteht im Feld des Anderen, genauer: im Feld der Sprache und des Begehrens des Anderen. Bevor das Infans seinerseits begehren und Subjekt werden kann, wird es von den anderen, die seine Eltern sind, begehrt, ist es ein hochlibidinös besetztes Objekt des Paares, das es gezeugt hat und „erzieht“, ein Objekt allerdings, dem sie Subjektcharakter zugestehen, mit dem sie sprechen, bevor das

Kind der Sprache mächtig ist. In diesem intersubjektiven Raum und Sprachbad entstehen der Trieb, die infantile Sexualität und die Sprache, taucht das Subjekt auf.

Die subjektiv grundsätzlich asymmetrische Begegnung des Infans, das noch nicht Subjekt ist und noch kein sexuelles Unbewusstes hat, mit dem Erwachsenen, der Subjekt ist und ein sexuelles Unbewusstes hat, nennt Laplanche die *anthropologische Grundsituation*. Diese asymmetrische Begegnung ist grundsätzlich und notwendig mit bewussten und v.a. unbewussten, sexuellen Fantasien des Erwachsenen durchsetzt, ja von ihnen geleitet, und implantiert die infantile Sexualität in das Kind. Die Pflegehandlungen, die Kommunikaktion des Erwachsenen, übermitteln dem Kind zunächst averbale dann auch verbale „rätselhafte Botschaften“. Rätselhaft sind diese Botschaften nicht allein deshalb, weil das Kind noch nicht über die Codes verfügt, sie zu übersetzen, sondern weil sie dem Erwachsenen selber rätselhaft, unbewusst sind. Das Kind ist der potenziell traumatischen rätselhaften Botschaft zunächst passiv ausgesetzt und doch notwendig und unausweichlich von ihrer sexuellen Bedeutung in Anspruch genommen, die es nicht versteht, und auf die es nicht antworten kann und doch antworten muss.

Die rätselhafte Botschaft wird nicht zum Trauma, wenn der Erwachsene auch Übersetzungshilfe bietet. Eingebunden in die symbolische Ordnung vermittelt er dem Kind auch „symbolische Botschaften“, vorgefertigte narrative Schemata mit ihren impliziten persönlichen, familiären und kulturellen Codes. Diese bilden auch einen intersubjektiven Container für die potenzielle Angst, die mit dem Einbrechen der Sexualität in den Organismus unweigerlich verbunden ist. Das Medium der Kommunikation enthält beides: das Rätselhafte, das zu Übersetzende *und* einen potenziellen Code, der allerdings aus notwendigen und kontingenten Gründen nie ausreichend ist. Eingebettet in den intersubjektiven Raum beginnt das Kind, die rätselhaften Botschaften zu übersetzen, das nicht, noch nicht Übersetzbare zu verdrängen und für nachträgliche, spätere Übersetzungen aufzuheben.

Aber immer bleibt ein unassimilierter, ja unassimilierbarer Rest, der sich der Verdrängung und mithin auch dem Verstehen, der Übersetzung, der Symbolisierung entzieht, und die Eigenschaft eines undurchdringlichen „Dings“, eines nicht symbolisierbaren Realen behält. „Was wir Dinge nennen, sind Reste, die sich der Beurteilung entziehen“ (Freud,

1895/1950c, 457). Ob dieses Ding, das konstitutive Trauma, zum ewig vorwärtsdrängenden Agens oder zum ewig bedrängenden Hindernis, zum pathogenen „eigentlichen“ Trauma wird, das den Weg des Subjekts behindert oder gar versperrt, hängt von der intersubjektiven und subjektiven Gesamtstruktur und -kultur ab. Es gibt nichts „Pathologisches“ in der Psyche des Menschen, das nicht eine Pathologie von etwas „Normalem“ wäre.

Das Scheitern der Verdrängung ist ein Scheitern der Intersubjektivität

Was aber, wenn der Bezug des Anderen zum werdenden Subjekt nicht von seinem Begehren getragen ist? Wenn das Kind nicht Objekt des Begehren, sondern Funktion des Anderen ist, und als eigenständiges Subjekt zum „notwendigen Störfall“ würde? Wenn der Andere es als Ding gebraucht, sei es als Kitt einer ambivalenten Beziehung, sei es als Pfropf einer drohenden Entleerung des Subjekts?

Dann sendet der Andere nicht rätselhaft Botschaften, sondern drängt ihm totalitäre Statements oder Befehle auf, an denen es nichts zu übersetzen gibt. Er besetzt damit „den noch leeren Raum“, in dem das Subjekt werden sollte, und bringt im Inneren des Infans ein Element an, das jeder Metabolisierung unzugänglich ist. Im Unterschied zur Implantierung nennt Laplanche diesen gewalttätigen Vorgang *Intromission*. (Laplanche, 1996, 112).

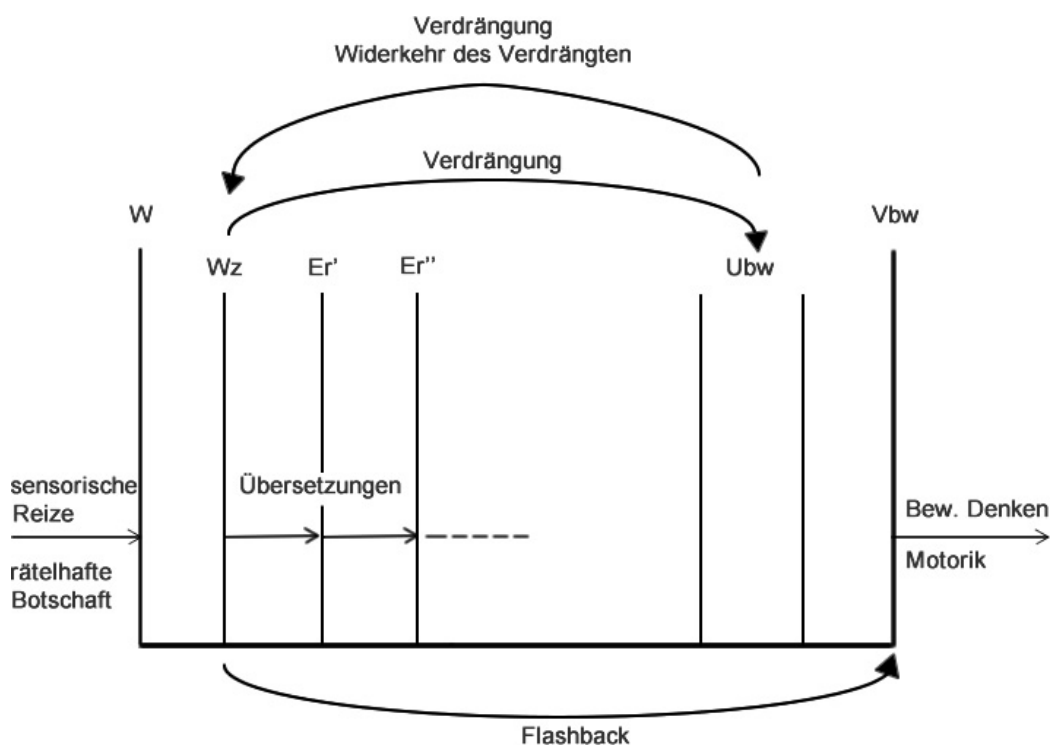
Dann befinden wir uns im eigentlich „traumatischen Register“. Wie immer die Verhältnisse im individuellen Fall sein mögen: der „intromittierende“ Erwachsene versagt dem Infans den Status der Subjekts in seinem Denken. Dann ist die Beziehung des Anderen zum Kind nicht intersubjektiv, sondern totalitär. Was dem Kind entgegenkommt, sind nicht rätselhaft Botschaften, die prinzipiell mit Hilfe des Anderen übersetzt werden können. Die Wörter verlieren ihren Wortcharakter und werden zu Dingen, zu opaken Zeichen, für die es grundsätzlich keine Übersetzung gibt. Das Ding bleibt als Fremdkörper außerhalb der Möglichkeit der Fantasie und der Verinnerlichung.

Was entsteht, kann ich nur paradox ausdrücken: Der „traumatische Kern“, dieses „Ding“ ist ein inneres Äußeres, es ist ein psychisches

Nichtpsychisches, d.h. es ist wohl in der Psyche, aber nicht in das psychische Leben integriert, auch nicht verdrängt. Es ist ein Pfahl im Fleisch, ein „amentales Unbewusstes“, ein abgekapselter Fremdkörper in der Seele, der grundsätzlich nicht subjektiviert, angeeignet, in die psychische Organisation integriert werden kann.

Die Dialektik von Wahrnehmungszeichen und Urverdrängung

Ich will jetzt versuchen, die grundsätzliche Verschiedenheit und den grundsätzlichen Bezug von Trauma und Konflikt an Hand des folgenden Schemas zu erläutern (Müller-Pozzi, 2008, 55):



Am 6. Dezember 1896 schreibt Freud an Fliess (1895/1985c, 217ff): „Du weißt, ich arbeite mit der Annahme, dass unser psychischer Mechanismus durch Aufeinanderschichtung entstanden ist, indem von Zeit zu Zeit das vorhandene Material von Erinnerungsspuren eine *Umordnung* nach neuen Beziehungen, eine *Umschrift* erfährt. Das wesentlich Neue an meiner Theorie ist also die Behauptung, dass das Gedächtnis nicht einfach, sondern mehrfach vorhanden ist, in verschiedenen Arten von Zeichen niedergelegt.... Wie viele solcher Niederschriften es gibt, weiss ich nicht. Mindestens drei, wahrscheinlich mehr.“

Diese drei Niederschriften sind: das Wahrnehmungszeichen (Wz), die Erinnerungspuren (Er) und das Unbewusste (Ubw). Deskriptiv sind sie alle unbewusst. Wir müssen uns daran gewöhnen, systematisch mindestens drei Begriffe oder Kategorien von Nicht Bewusstheit zu unterscheiden: 1. die grundsätzlich nicht bewusste, noch nicht psychisierte erste Umschrift, die Freud Wahrnehmungszeichen, Dejours „amentales“, Laplanche „eingeklemmtes Unbewusstes“ nennt. 2. Das deskriptiv nicht bewusste, aber bewusstseinsfähige implizite oder prozedurale Gedächtnis der Erinnerungsspuren, und 3. das systematische, strukturell-dynamische Unbewusste der Psychoanalyse.

W sind die Wahrnehmungen, „woran sich Bewusstsein knüpft, die aber keine Spur des Geschehenen bewahren. *Bewusstsein und Gedächtnis schließen sich nämlich aus*“ (1895/1985c, 218).

Die erste psychische Niederschrift nennt Freud Wahrnehmungszeichen (Wz), „des Bewusstseins ganz unfähig“, aber vom dynamischen Unbewussten, vom System Ubw unterschieden. Davon zweigen sich die Umschriften der Gedächtnissysteme und die Urverdrängung ab. Der „kompetente Säugling“ kann sehr viel von dem, was er wahrnimmt, im Gedächtnis ablagern. Nicht aber die „sexuellen“ Erfahrungen mit dem Anderen, die rätselhaften Botschaften. Erst die dritte Niederschrift ist das Unbewusste, das System Ubw.

Freud (1895/1985c, 218f) fährt weiter: „Ich will hervorheben, dass die aufeinanderfolgenden Niederschriften die psychische Leistung von sukzessiven Lebensepochen darstellen. An der Grenze von zwei solchen Epochen muss die Übersetzung des psychischen Materials erfolgen. Die Eigentümlichkeit der Psychoneurosen erkläre ich mir dadurch, dass diese Übersetzung für gewisse Materien nicht erfolgt ist, was gewisse Konsequenzen hat.... Die Versagung der Übersetzung ist das, was klinisch Verdrängung heisst.“

Ich halte dies für einen initialen Text der Psychoanalyse. Er katapultiert uns mitten hinein in die Psychoanalyse von Verdrängung, Internalisierung, Introjektion, Spaltung, Trauma und Konflikt. Er bringt etwas ins Spiel, was Freud nicht hier aber im *Entwurf einer Psychologie* (Freud, 1895/1950c) beim Namen nennt: Die Nachträglichkeit. Die Nachträglichkeit ist ein lange verkannter zentraler „Mechanismus“ im

Aufbau der inneren Wirklichkeit. Sie besagt, dass Erfahrungen, Eindrücke, Erinnerungsspuren später, aufgrund neuer Erfahrungen und mit dem Erreichen einer anderen Entwicklungsstufe, umgearbeitet werden können. Sie, diese früheren Erfahrungen und rätselhaften Botschaften, erhalten dann eine neue Bedeutung und eine neue psychische Wirksamkeit.

Die Nachträglichkeit bricht mit der Vorstellung einer linearen Entwicklungspsychologie. Erst in der nachträglichen psychischen Bearbeitung konstituiert sich das Subjekt der Sprache und der Sexualität, d.h. das Subjekt des Unbewussten. Nicht bloß formt die Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft, sondern die Gegenwart verändert die Bedeutung der Vergangenheit. Nachträglichkeit ist subjektive Historisierung.

Ist die Urverdrängung einmal etabliert, reaktiviert jede neue Erfahrung, jede rätselhafte Botschaft, verdrängte Vorstellungen, die zu ihrer Zeit nicht übersetzt werden konnten. Das nennt Freud die Wiederkehr des Verdrängten. Im Lichte der neuen Erfahrung können frühere Botschaften übersetzt und in die Gedächtnissysteme integriert werden und stehen der weiteren psychischen Arbeit zur Verfügung. Aber *immer* bleibt ein Rest, der neuerlich der Verdrängung anheim fällt – bis ans Lebensende. Das ist es, was die Psychoanalyse kurz Verarbeitung in der Fantasie nennt.

So funktioniert der neurotische und so genannte normale Mensch.

Aber was, wenn der Andere den intersubjektiven Raum mit seinen Übersetzungsmöglichkeiten nicht zur Verfügung stellt, und der subjektive Kreislauf des Begehrens nicht in Gang kommt oder gebrochen ist und die Verdrängung, die immer die Wiederkehr des Verdrängten in sich schliesst, ihr Werk nicht tun kann? Wenn, metapsychologisch gesprochen, das Wahrnehmungszeichen nicht übersetzt und verdrängt werden, das Zeichen nicht signifiziert werden kann und als unintegrierter Fremdkörper im Psychischen verbleibt?

Das ist das Trauma, der traumatische Bereich, der die Opakheit und Undurchdringlichkeit der ersten Umschrift, des Wz bewahrt. Ich paraphasiere Freud: Das Versagen der Verdrängung ist das, was klinisch „Trauma“ heißt. Nicht das überstarke Ereignis der ersten Zeit ist das Trauma, es wird, in einer zweiten Zeit, zum Trauma, wenn es im Vorgang der Verdrängung-Übersetzung nicht bearbeitet werden kann. Nicht die

rätselhafte Botschaft ist das Trauma, sondern die Unmöglichkeit der Übersetzung, der Integration. Erst nachträglich lässt sich bestimmen, ob ein Ereignis, eine Erfahrung, eine rätselhafte Botschaft ein Trauma gewesen sein wird.

Aus Gründen der Darstellbarkeit habe ich das Verhältnis von Konflikt und Trauma dichotom geschildert. Aber im psychischen Leben gibt es kein Entweder-Oder. Die Traumatisierung des Subjekts ist in der Regel nicht total, sondern betrifft bestimmte Bereiche, die der Andere selbst nicht integrieren konnte und an seinem Kind nicht gebrauchen kann. Zudem sollten wir die Plastizität des werdenden Subjekts, seine Bindungsbereitschaft und Verarbeitungsmöglichkeiten nicht unterschätzen. Was ihm der primäre Andere versagt, wird es anderswo suchen, wenn man es nur lässt.

Das totale Trauma würde absolute Angst, würde Tod bedeuten, seelischen Tod, nicht selten auch physischen Tod. Das Trauma, mit dem wir es in der psychoanalytischen Arbeit zu tun haben, ist partiell. Aber immer bleibt ein grundsätzlich nicht übersetzbarer Rest. Wir können das Zitat Freuds in diesem Sinne verstehen oder paraphrasieren und zuspitzen: Keinem menschlichen Individuum werden traumatische Erlebnisse erspart, die der Verdrängung und damit einer nachträglichen Übersetzung und Verarbeitung entgehen. Immer gibt es einen „traumatischen Kern“. Ob und wie er sich bemerkbar macht und die so genannte Pathologie eines Menschen prägt, hängt vom Verhältnis der errichteten konfliktfähigen Strukturen und traumatischem Kern ab. Im besten Fall ist die Neurose eine gelungene Gegenbesetzung, die das Traumatische kompensiert.

Das psychische Trauma in der psychoanalytischen Arbeit

Traumatischer Bereich und negative therapeutische Reaktion

Die psychoanalytische Arbeit gerät notwendig in die Krise und wird wohl auf die härteste Probe gestellt, wenn sie sich dem traumatischen Bereich annähert. Das wird, wenn überhaupt, erst nach langer und fruchtbarer

Arbeit im neurotischen Bereich möglich. Es ist ein verzweifelt Paradox: Was Erfolg der Analyse ist, kann sie zum Scheitern bringen. D.h. eine gelingende Analyse einer schweren Neurose kann an den traumatischen Kern rühren; und die Reaktivierung des Traumas lässt die Analyse stocken, bis hin zum Stillstand, d.h. Abbruch oder im guten Fall Beendigung. Wir sprechen dann von *negativer therapeutischer Reaktion*: Die Bewegung der Analyse wird gerade dann, wenn sie auf bestem Wege ist, abrupt und unerwartet gestoppt, schlimmstenfalls vernichtet. Für die Analytikerin oder den Analytiker ist das eine traumatische Erfahrung.

So kann mitten in einer Analyse, die sich auf bestem Wege befindet, eine äußerlich unbedeutend scheinende Kleinigkeit einen „traumatischen“ Bruch auslösen. Vielleicht hat sich etwas lange Widerständiges erschlossen. Beide sind mit sich und der geleisteten Arbeit zufrieden im Gefühl, wesentlich vorangekommen zu sein. Und plötzlich, von einer Stunde auf die andere, im Extrem gar mitten in einer Stunde, kippt die Situation. Der Analytiker sieht sich unversehens z.B. einer massiven depressiven oder, schlimmer noch, destruktiven Reaktion gegenüber, die sich z.B. in einer wüsten Schimpftirade äußert, die man leicht als negative Übertragung missversteht. Die heftigen und erschreckenden Gefühle, die den Analytiker oder die Analytikerin ergreifen können, sind jedoch dem „Anlass“ so unangemessen, wie die heftigen Angriffe der Analysandin, des Analysanden. Eine solche Diskrepanz, die leicht wahrzunehmen ist, ist ein untrügliches Zeichen, dass es sich nicht um die Reaktivierung eines Konflikts, sondern die Reaktivierung des Traumas handelt.

Herr A., dem es gelungen ist, eine psychotische Struktur neurotisch zu verarbeiten, wagt es zum ersten Mal, voll Trauer und Wut die psychische Grausamkeit des Vaters zu benennen. Seine (nicht sexuellen) „brutalen“ Übergriffe waren längst Gegenstand des Diskurses. Er bediente sich schamlos bei ihm z.B. beim Essen, er durchsuchte sein Zimmer usw. Wehrte sich Herr A., zog sich der Vater stumm zurück und sprach erst wieder mit ihm, wenn er ihn „um Vergebung“ gebeten hatte. Tat er dies nicht, zwang ihn die Mutter dazu, „um des lieben Friedens willen“. Nun haben diese bekannten „Fakten“ im Lauf der analytischen Arbeit eine neue diskursive und affektive Wertigkeit gewonnen und drohen, das fundamentale Fehlen des Vaters als Vater traumatisch zu offenbaren und damit geheime Hoffnungen und Illusionen zu zerstören. Ich sagte ihm in einer solchen Sequenz: „Die ‚Brutalität‘ Ihres Vaters bestand nicht zuletzt darin, dass er sich jedem Konflikt mit Ihnen entzog.“ Eine scheinbar

harmlose Intervention, die nichts Neues aufdeckte. – Mit wutverzerrtem Gesicht kommt Herr A. zur nächsten Sunde: „Woher nehmen Sie eigentlich die Frechheit, meinen Vater schlecht zu machen! Endlich habe ich es gemerkt: Sie hacken dauernd auf ihm herum, wie der Adler auf dem Aas. Etwas anderes haben Sie wohl nicht zu sagen. Wie ein Papagei wiederholen Sie stur ewig dasselbe. Und ich kann zusehen wo ich bleibe.“ Hätte ich z.B. und durchaus zutreffend gedeutet: „wie Sie immer zusehen mussten, wo sie blieben“, hätte ich Öl ins Feuer gegossen. Das neurotische Register ist ausgeschaltet.

Der Umschwung von einem fruchtbaren Durcharbeiten in eine „traumatische“ Blockierung kann sich aber auch schleichend anbahnen, und es ist manchmal alles andere als leicht, das zu erkennen. Plötzlich befindet man sich dann mitten in einem Chaos, und kann erst *nachträglich* die Anzeichen, die vorhanden waren, erkennen. Bei einer meiner Analysandinnen tönte das dann in etwa so: „Jetzt komme ich vier Jahre hierher und was hat es gebracht: nichts. Sie halten mich hin, ohne dass etwas geschehen würde. Aber das ist Ihnen scheißegal. Schon letztes Jahr wollte ich aufhören, aber Sie haben mich genötigt, weiter zu kommen und mir das Blaue vom Himmel versprochen. Und ich Arschloch habe auf Sie gehört. Es fragt sich nur, wer hier das Arschloch ist! Haben Sie jemals auf mich gehört? Sie sind immer anderswo, haben stur Ihre Theorie im Kopf und ich soll zu allem Ja und Amen sagen. Dass es mir immer schlechter geht, kommt bei Ihnen nicht an. Wieso auch, Sie wissen ja, wo Gott hockt. Usw.“ Anders als in einer konflikthafter Übertragung werde ich unweigerlich wütend. Oder umgekehrt: Meine Wut ist das untrügliche Zeichen dafür, dass die analytische Situation von der konflikthafter-neurotischen in eine „traumatisierende Übertragung“ (Holderegger 2003) gekippt ist.

Wenn der Analytiker in einer solchen Situation, in der alles nach Richtigstellung schreit, das Geschehen im neurotischen Register als Übertragungswiderstand deutet, was sich *nota bene* geradezu aufzudrängen scheint, gerät er oder sie in Teufels Küche. Die Analysandin würde ihm triumphierend, überzeugt und geradezu überzeugend nachweisen, dass er gerade das tut, was sie ihm vorwirft. Was immer auch der Analytiker sagen mag, es ist daneben. Der Vorwurf bleibt: „Sie verstehen mich nicht“, schlimmer noch: „Sie wollen nicht verstehen.“ Und bald wird das, was der Analytiker sagt, nicht einmal mehr ihn selber überzeugen. Das ist gut so, wenn er es als imperativen Hinweis

gebrauchen kann zu realisieren, dass er, zwar anders als die Analysandin es meint, wirklich „daneben“ ist, indem er an einem Diskurs festhält, der nicht mehr besteht.

Traumatisierende Übertragung

Der Analytiker, die Analytikerin sieht sich einer „traumatischen“ oder „traumatisierenden Übertragung“ gegenüber (Holderegger 2003). Das ist ganz wörtlich zu nehmen: die Situation trifft den Analytiker so plötzlich und heftig, dass er, wie bei einem Stresstrauma, zunächst mit seinen psychischen Verarbeitungsmöglichkeiten hoffnungslos überfordert ist und mit seinen, manchmal hilflosen, Interventionen immer zu spät kommt. Zwei Momente bestimmen die traumatisierende Übertragung: Einerseits greift sie das Denken des Analytikers an, ja er kann sich geradezu paralysiert fühlen. Zum anderen sieht er sich, zunächst fast wehrlos, vier Affekten ausgesetzt: Angst, Wut, ja Hass, Ohnmacht und Schuldgefühlen. Da die psychische Verarbeitung nicht nachkommt, wird der Körper mehr oder weniger heftig affiziert und entsprechend reagieren: mit Schweiß, Schwindel, Kopfweg, Muskelkrampf usw. Ich erinnere mich an Stunden mit Herrn A., nach denen ich jeweils ein nassgeschwitztes Hemd hatte. Bei Herrn S., von dem ich gleich eine Sequenz bringen werde, bekam ich manchmal einen derart trockenen Mund, dass ich schon rein physiologisch kaum noch sprechen konnte.

Kann der Analytiker, die Analytikerin nicht wahrnehmen und anerkennen, dass die Übertragung in ein völlig anderes Register gekippt ist, droht er oder sie sich in eine pervertierte Übertragung und verhängnisvolle Gegenübertragung zu verstricken. Es gibt nur ein Fortkommen, wenn er oder sie seine/ihre heftige Reaktion als Zeichen dafür lesen kann, dass die Berührung des traumatischen Moments die gewohnte deutende Arbeit in der Übertragung zum Scheitern gebracht hat. Der Analytiker fühlt sich seiner Subjektivität und damit seines Instruments des Deutens beraubt. Das hat erhebliche technische Konsequenzen.

Ein tiefes, geradezu absolutes Gefühl von Ohnmacht breitet sich aus. Wenn man könnte, würde man fliehen. Da der Analytiker nicht fliehen kann, wünscht er den Analysanden, die Analysandin zum Teufel. Kann er sich solche Gefühle nicht eingestehen, droht er in die „innere Emigration“ zu gehen und dann in Teufels Küche zu geraten. Und dann geht gar nichts mehr. Natürlich erschrickt der Analytiker, die Analytikerin ob der

vielleicht hasserfüllten, destruktiven Fantasien, die ihn/sie zu überfluten drohen, weil er solche Gefühle in der Regel nicht kennt. Und er fühlt sich noch schlechter. Scham und Schuldgefühle bleiben selten aus. Wenn er erkennen kann, dass seine ungewöhnlich heftigen Fantasien und Affekte in erster Linie ein Bollwerk gegen seine Angst sind, ist bereits viel gewonnen, denn damit lässt sich arbeiten. Eine abgewehrte Angst ist ein Pulverfass.

Es ist somit entscheidend, dass die Analytikerin diese Gefühle und Fantasien sich ein- und zugesteht – und anerkennt, dass sie nicht Gegenübertragung im neurotischen Sinne sind. Selbstverständlich sagt die Analytikerin nichts von ihren Gefühlen, selbstverständlich drücken sie sich aber irgendwie aus, und selbstverständlich nimmt die Analysandin etwas wahr. „Ich kann schon gehen“, sagte Herr S. einmal sarkastisch und spitz, ebenso wütend wie hasserfüllt. Nur ein guter Engel bewahrte mich im letzten Moment davor zu sagen: „Ja, bitte...“. Das wäre selbstverständlich keine probate und vorzeigefähige psychoanalytische Intervention. Nachträglich bin ich nicht sicher, ob sie so katastrophal gewesen, d.h. ob der Analysand wirklich gegangen wäre, wäre mir die spitze Replik auf ihre spitze Aussage entschlüpft. Warum? Meine Reaktion wäre in dem Moment authentisch gewesen. Wenn die psychoanalytische Haltung angesichts eines traumatisierenden Einbruchs versagt, ringt der Analytiker darum, zumindest noch seine Würde, Authentizität und persönliche Integrität zu bewahren, und der Analysand, die Analysandin ist darauf angewiesen. Auf etwas anderes kann er oder sie und kann der Analytiker im Moment nicht zählen. Deutungen, und schon gar Widerstands- oder Übertragungsdeutungen sind in diesem Zustand nicht authentisch! Die Übertragung wird zum Realen, und das Geschehen spielt sich in der realen Beziehung ab.

Nochmals Herr S., der mir einen trockenen Mund machte und den ich fast hinauskomplimentiert hätte – oder eben auch nicht. Kurz danach zerreißt, ja zerstört er eine vorangegangene Stunde offen zynisch und sarkastisch, mit einem Spott und Hohn, den ich kaum, bzw. nicht ertrage. Mit einer leichten Wendung, Verschiebung und Vermischung haut er mir alles um den Kopf, was ich in der letzten Stunde gesagt haben soll. Das Problem solcher so genannter Vignetten ist es, dass sich ihre affektive Wucht und Dynamik jeder diskursiven Beschreibung entziehen. Aber jede Analytikerin und jeder Analytiker kennt diese Situationen. Herr S. erinnert sich sehr detailgenau an die Stunde. Alles, was er mir an den Kopf wirft,

habe ich tatsächlich irgendwie gesagt. Nur: in einem ganz anderen Ton und einem ganz anderen Duktus und v.a. ganz anders eingebettet. Um ein Winziges verdreht, unterlegt er der ganzen Stunde eine andere, pervertierte Bedeutung, die in etwa das Gegenteil dessen besagt, was die letzte Stunde ausgemacht hat, und mich zum Deppen und böartigen Ignoranten stempelt. Unnötig eigens zu betonen, dass nicht der geringste Raum besteht, etwas aufzugreifen. Ich bin, gelinde gesagt, wütend und zum Zerreißen gespannt. Immerhin merke ich, dass ich langsam aber sicher einer Explosion entgegenreibe, wenn ich jetzt nicht das Wort ergreife. Mehr der Not gehorchend und ums Überleben kämpfend als überlegt unterbreche ich ihn fast grob und sage in einem Tonfall und einer Lautstärke, die eigentlich eines Analytikers unwürdig ist: „Herr S., ist Ihnen klar, ist Ihnen wenigstens so viel klar, dass ich letzte Stunde nichts, aber auch gar nichts von dem gesagt habe, was Sie mir jetzt als meine Worte an den Kopf werfen?“ Darauf Stille, und zwar echte Ruhe, nicht wütendes Schweigen. Nach einer Weile sagt Herr S. im ruhigsten Ton: „Herr Müller, wieso verlieren Sie jetzt die Fassung? – Ich, nach einigem Schweigen: „Das ist eine gute Frage“. – Wieder Schweigen. Dann ergreife ich wieder das Wort und greife zur ultima ratio, zu einer direkten Gegenübertragungsintervention, wie ich sie in 40 Jahren Praxis vielleicht drei Mal gemacht habe: „Herr S., ich glaube, ich verliere dann die Fassung, wenn ich mich in meiner persönlichen Integrität angegriffen fühle – und ich habe mich von Ihnen in meiner persönlichen Integrität angegriffen gefühlt.“ – Schweigen. – Dann spricht „es“ weiter und ich höre ich mich sagen: „Aber ich glaube zu verstehen, wie Sie sich als Kind in Ihrer Integrität dauernd angegriffen gefühlt haben.“ Das ist keine „geplante Deutung“, sie machte sich im Sprechen, und das Material, auf das sie sich bezog, war Herrn S. so klar wie mir. Die analytische Arbeit konnte weiter gehen.

Ich habe es bereits angetönt und wiederhole es mit Nachdruck: Hätte ich diese Situation als Übertragungswiderstand und negative Übertragung nach neurotischem Muster aufgefasst und entsprechend interveniert, d.h. mit Übertragungs-, Widerstands- und genetisch-inhaltlichen Deutungen aufgewartet, kurz: hätte ich den Analysanden und meine Gegenübertragung verstehen wollen oder gemeint verstehen zu müssen – und die Versuchung, um alles in der Welt verstehen zu wollen, um die „richtige“ Deutung geben zu können, ist groß –, hätte ich mit absoluter Sicherheit und grundlegend „falsch“ reagiert. „Falsch“ ist ein Wort, das ich sonst kaum je gebrauche.

Das Hier und Jetzt der traumatisierenden Übertragung

Was tun? Hier versagen Regeln und Ratschläge. Der Analytiker, die Analytikerin ist aufgerufen, das Rad neu zu erfinden. Zunächst: Wenn die beliebte und inflationäre Rede vom „Hier und Jetzt“ einigen Sinn macht, dann in der traumatisierenden Übertragung. Jetzt geht es nicht um Mama und Papa, jetzt geht es nicht um Wunsch und Konflikt. Jetzt geht es in einem geradezu existenziellen Sinn um die Analyse, d.h. um die Analysandin oder den Analysanden *und* den Analytiker, die Analytikerin, nicht um Übertragung im üblichen Sinn, sondern um die „reale“ Beziehung. Der Analytiker muss anerkennen können, dass er jetzt genau so destruktiv ist, wie es die Analysandin ihm sagt. Es scheint paradox, aber dies anzuerkennen ist die einzige Möglichkeit, es nicht zu sein, d.h. nicht destruktiv mit zu agieren.

Wo das Verstehen aussetzt, muss der Analytiker wissen, nicht wissen natürlich, was er nicht versteht, sondern was wie zu tun ist:

- Man muss wissen und anerkennen, dass jetzt etwas „Traumatisches“ geschieht, das auch den Analytiker „traumatisiert“. Dieses Wissen bewahrt ihn davor, zu arbeiten und zu deuten, wie wenn er sich mit dem Analysanden in einer neurotischen Übertragungssituation befände.
- Man muss wissen, dass man sich auf Gedeih und Verderb mit dem Analysanden im absoluten analytischen Ausnahmezustand befindet, dass die gängigen Vorstellungen von therapeutischer Regression, Agieren, Inszenieren und Wiederholen nicht greifen.
- Man muss wissen, dass der Analysand die Analytikerin in einen Bereich führt, zwingt, in dem die symbolische Kommunikation nicht installiert ist und der psychoanalytische Diskurs als „in der Sprache gründendes soziales Band“ nicht trägt. Das ist das wahrhafte „Jenseits der Sprache“, nicht die so genannte averbale Kommunikation im so genannten Inszenieren oder Agieren, das meist eher eine prä- meistens eine paraverbale Kommunikation ist.
- Und man muss wissen und entscheiden,
 - ob es sich um eine „traumatische Episode“ handelt und man darauf hin arbeiten kann, die Analyse wieder in das Register der neurotischen Arbeit zu führen,

- oder ob es seine Richtigkeit hat, für den Analysanden *und* für den Analytiker, weiter in den „traumatischen Bereich“ vorzudringen.
- oder ob es gilt, die analytische Arbeit zu beenden. Die Frage des Abbruchs steht in diesen Situationen immer im Raum.

Holding

An diesem Punkt ist eine ganz spezifische Art des „Holding“ gefordert, unabhängig davon, ob die Analyse weiter geführt oder beendet werden wird. Es geht um die geradezu existenzielle Frage, ob das bisher Erreichte Bestand haben kann oder zerstört werden muss. Ich will das etwas näher erläutern. Der Analysand hat das in der vorhergehenden fruchtbaren Arbeit Erreichte „vergessen“, aber (noch) nicht verloren bzw. zerstört; und er will es nicht verlieren, schon gar nicht zerstören. Deuten Sie ihm seine Abbruchwünsche oder -drohungen als Widerstand, was im neurotischen Register angesagt wäre, bleibt er u.U. einfach weg, was vielleicht noch das Beste ist, was er dann tun kann. Wagt er das nicht, beginnt er den Analytiker und die Analyse zu entwerten und zu demontieren. Da ist die Gefahr groß, „falsch“ zu reagieren und, um die Analyse zu retten, in einen eigentlichen Deutungsfuror zu verfallen. Dann beginnt unweigerlich ein kürzerer oder längerer Teufelskreis, der deskriptiv einem analen Machtkampf gleichen mag, aber viel tiefer greift, bis das Band wirklich zerreißt. Dann ist mit aller Wahrscheinlichkeit die Analyse zerstört. Oder es führt, für beide wohl die schlimmste Version, in eine psychotische oder psychotisch scheinende Übertragung, aus der es keine Rückkehr zur analytischen Arbeit gibt. Es scheint paradox: das in dieser Situation geforderte spezifische Holding schließt die affektive Bereitschaft des Analytikers ein, die Analyse zu beenden. Ein drohender Abbruch einer Analyse stellt in jedem Fall ganz besondere emotionale und technische Anforderungen an die Analytikerin oder den Analytiker. Ich muss darauf verzichten, hier näher darauf einzugehen.

Das Paradoxal der Ohnmacht

Geht die psychoanalytische Arbeit weiter, gilt es zunächst, einen Weg zu finden, im *Paradoxal der Ohnmacht* zu arbeiten, nach dem Motto, das in diesem Falle alles andere als abgedroschen ist: Ich habe keine Chance, aber ich werde sie nutzen. Das ist keineswegs so absurd wie es tönt. Im

Gegenteil: Mit dem Trauma kommt das Subjekt grundsätzlich nicht zurecht, Übersetzung und Verdrängung versagen, das Trauma muss „draußen vor der Tür“ bleiben. Der Analysand bringt den Analytiker genau in diese paradoxe ohnmächtige Situation. Nur ist es nicht das Trauma, das die Analysandin exkommunizieren muss, sondern der drohende Verlust seiner analytischen Kompetenz. Das Paradoxal der Ohnmacht besteht gerade darin, im Verlust der Kompetenz kompetent zu bleiben.

Das kann der Analytiker allein dann, wenn er seine Ohnmacht wahrnehmen, wahrhaben, anerkennen kann. Wenn der seine Ohnmacht zu verleugnen sucht, wird er die damit unweigerlich verknüpften Scham- und Schuldgefühle bekämpfen – mit Deutungen. Diese mögen inhaltlich, und das heißt im neurotischen Register, noch so „richtig“ sein, im „traumatischen Bereich“ folgen sie für den Analysanden dem Talionsprinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Der Prozess des Deutens und Symbolisierens ist an dieser Stelle gestoppt. Warum? Die Worte der Analytikerin, des Analytikers sind für die Analysandin, den Analysanden nur noch Wörter, die nichts bedeuten, und deshalb wie Dinge aufgefasst werden. Sie sind für das Subjekt bar jeder Glaubwürdigkeit und jeder potenziellen symbolischen Bedeutung. Die Analysandin hört nur noch Selbstrechtfertigung, Angriff und Rache. Der Analytiker seinerseits fühlt sich notwendig und böse verkannt. Da muss er auf sein Wissen bauen können! Er muss wissen und anerkennen, dass jede triangulär strukturierte symbolische Kommunikation zerbrochen, bzw. ausgesetzt ist. Die so hoch gepriesene Analyse der Gegenübertragung führt nicht weiter. Damit verharrt der Analytiker im neurotischen Register.

Nur wenn sich der Analytiker ungeschützt und vorbehaltlos der traumatischen Situation stellt, kann es gelingen zu realisieren und anzuerkennen, dass die offensichtliche Verkennung keine Verkennung, sondern die real existierende affektive Wirklichkeit des Analysanden ist. Erst wenn er nicht gegen diese Verkennung anrennt, d.h. sie nicht deutet, sondern sie zunächst als die real existierende Wirklichkeit des Analysanden annimmt, kann er ihr allenfalls begegnen. Das fordert eine paradoxe Haltung und setzt die Fähigkeit voraus, Ohnmacht zu ertragen: d.h. die Ohnmacht anerkennen ohne sich ohnmächtig zu fühlen. Dann kann der Analytiker implizit oder im extremen Fall explizit, seine Ohnmacht der Analysandin eingestehen und ihr gleichzeitig vermitteln, dass er sich in seiner Ohnmacht nicht ohnmächtig fühlt.

Herr A. sagte mir in einer bestimmten Situation und traf damit den Nagel auf den Kopf: „Sie sind doch so ohnmächtig wie eine abgeschossene Ente.“ Ich hatte nichts mehr zu verlieren, der Abbruch stand, so meinte ich, fest. In letzter Verzweiflung gestand ich zu: „Ja, ich bin ohnmächtig.... Es ist wohl entscheidend für Sie, wahrnehmen zu können, dass Sie mich ohnmächtig machen können.“ Nach kurzem Schweigen: „und es ist wohl ebenso entscheidend für Sie, zu sehen, dass ich in meiner Ohnmacht nicht ohnmächtig bin.“ Es war meine erste in dieser Weise paradoxe Intervention. Ich war verblüfft über das, was ich mich sagen hörte, und verblüfft über den Analysanden: Er hat sofort verstanden. Die Situation war so weit entspannt, dass das „corpus delicti“, tatsächlich verbunden mit einem Agieren von meiner Seite, nochmals aufgenommen werden und ich „eingestehen“ konnte, dass ich ihn in dem Moment gehasst und ins Pfefferland gewünscht habe. Seine ruhige Replik: „Jetzt können wir weiter machen.“ Das war die Phase mit den durchgeschwitzten Hemden.

Hier lässt Winnicott grüßen. Seine Arbeiten *Die Angst vor dem Zusammenbruch*, *Hass in der Gegenübertragung* und *Objektverwendung und Identifizierung* sind wohl aus solchen Nöten geboren.

In der Tat: In der archaisch destruktiven traumatisierenden Übertragung wird der Analytiker zerstört und er muss die Zerstörung überleben, d.h. sich nicht rächen. Dann haben beide eine Chance.

Literatur

- Freud, S. (1895/1950c): Entwurf einer Psychologie. GW Nachtragsband 1987.
- (1895/1995c): Briefe an Wilhelm Fliess 1887 – 1904. Hrsg. Von J.M. Masson. Frankfurt: Fischer.
 - (1916-1917): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 11.
 - (1933a): Neue Folge der Vorlesungen in die Psychoanalyse. GW 15.
- Holderegger; H. (2003): Der Umgang mit dem Trauma. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Laplanche, J. (1987): *Neue Grundlagen für die Psychoanalyse*. Giessen: Psychosozialverlag 2011.
- (1992): *Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Fischer 1996.
- Müller-Pozzi, H. (2008): *Eine Triebtheorie für unsere Zeit. Sexualität und Konflikt in der Psychoanalyse*. Bern: Huber.